

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 249.

Sonntag, 24. Oktober.

1915.

(23. Fortsetzung.)

## S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Elster.

Schweigend legte man den Weg bis zu der Wohnung zurück. Wie frisch und froh hatte früher das Lachen Kurts diese Räume erfüllt, in denen die Liebe einer Mutter geherrscht! Wie glücklich hatte man an Weihnachten, am Neujahrstage zusammengesessen — und nun alles leer und öde und tiefes Schweigen!

Käthe setzte sich erschöpft in einen Winkel; sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, leise weinte sie vor sich hin. Kurt saß am Fenster und sah ernst in das Schneegestöber hinaus, während Fred in Gedanken versunken auf und ab ging. Er war der älteste der Geschwister; auf ihm ruhte die Sorge für die Geschwister. Er faßte sich zuerst, atmete tief auf und sagte dann ernst und ruhig:

„Wir dürfen uns unserem Schmerz um die liebe Mama nicht so hingeben. Das Leben stellt Anforderungen an uns, wir müssen daran denken, wie sich unsere Zukunft gestalten soll.“

„Ja, du hast recht, Fred“, sagte Käthe leise. „Wir müssen unseren Schmerz überwinden.“

„Soweit ich weiß“, fuhr Fred fort, „hat Mama nur ein kleines Vermögen hinterlassen. Wenn wir drei uns darin teilen, kommt auf jeden von uns ein sehr geringer Betrag, der unsere Zukunft nicht sicher stellen kann. Ich will deshalb auf mein Erbteil verzichten.“

Kurt erhob sich.

„Das können wir nicht annehmen, Fred“, sagte er rasch.

„Weshalb nicht? Ich habe die paar tausend Mark nicht nötig. Meine Stellung ist so günstig, daß ich vor jeder Sorge geschützt bin. Ja, ich denke, mir nach und nach selbst ein kleines Vermögen zu machen. Du als Offizier hast aber einen kleinen Zuschuß sehr nötig.“

„Und Käthe? — Für sie muß vor allem gesorgt werden.“

„Sorgt euch nicht um mich“, nahm Käthe das Wort. „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde als Krankenpflegerin im Roten Kreuz tätig sein.“

„Nein, Käthe, das geht nicht!“ rief Kurt. „Ein solch freudloses Leben sollst du nicht führen. Ich verzichte lieber gleichfalls auf mein Erbteil. Ich werde mich schon durchschlagen.“

Ein leises Lächeln umspielte Freds Lippen.

„Wir wollen uns hier nicht an Edelmut überbieten“, sagte er mit leichtem Scherz. „Aber darin stimme ich Kurt bei, als Krankenpflegerin möchte ich dich auch nicht sehen, Kleine.“

„Weshalb nicht? Viele Frauen finden darin ihre Befriedigung.“

„Ich schätze diese Frauen und Mädchen, die sich der Krankenpflege widmen, auch sehr hoch“, entgegnete Fred. „Aber ob sie sich glücklich fühlen? — Und ich möchte dich gern glücklich sehen, Käthe.“

„Ach, was ist Glück?“

„Nun, nun — nur nicht verzweifeln. Ich gehe im Frühling wieder nach Schanghai, willst du mich nicht wieder dorthin begleiten?“

„Ich weiß es nicht, Fred — ich danke dir — aber ich kann mich noch nicht entschließen.“

„Dazu ist ja auch noch immer Zeit“, sagte er lächelnd. „Du weißt, daß du bei mir stets ein Heim findest . . . vielleicht findest du aber auch hier eine Heimat . . .“

„Ich glaube es nicht, Fred . . .“

Sie sah mit scheuem Blick zu ihm empor. Er strich ihr leise und zärtlich über das Haar.

„Wir wollen es abwarten — nur nicht den Mut verlieren, Kleine“, sprach er ernst und milde. „Und nun komm, Kurt“, wandte er sich an den Bruder. „Ich möchte mit dir noch etwas besprechen — laß uns einen Gang ins Freie machen. Käthe soll sich ein wenig niederlegen, um sich zu erholen. Die Anne sieht blaß und abgespant aus . . .“

„Bleibt nicht zu lange, lieber Fred“, bat Käthe.

„Mir ist so einsam hier . . .“

„Wir sind in einer Stunde wieder da. Ruhe dich nur aus“, sagte Fred, ihr die blasse Wange streichelnd. Dann entfernte er sich mit Kurt.

In sich versunken saß Käthe eine Weile da. Draußen an dem Fenster rieselten die Schneeflocken herunter, leise und lautlos, wie ein Traum. Käthe dachte an das einsame Grab weit draußen auf dem öden, verschneiten Friedhof und aufs neue traten ihr die Tränen in die Augen. Doch nein, sie wollte nicht wieder weich werden! Sie wollte tapfer und stark sein und dem Leben mit festem Mut entgegensehen, einerlei, ob sie die Tracht der Krankenpflegerin tragen sollte oder mit ihrem Bruder wieder in die weite Welt gehen würde.

Und ihre Gedanken schweiften hinaus in die weite Welt, in die nebelblaue Ferne. Sie sah wieder das endlose Meer — den sternenubersäten Himmel der Tropen, die leuchtenden Sonnenuntergänge, den breiten Strom, die grünen Berge und die geschäftigen, volkerfüllten Straßen der fernen Stadt. Sie fühlte wieder den Pulsschlag des Lebens durch ihre Adern rieseln — und sie sehnte sich fort aus dieser Stille, dieser Einsamkeit, dieser Latenlosigkeit in ein Dasein voller Pflichten und Arbeit.

Aber an jene Stadt knüpfte sich eine herbe Erinnerung, eine Enttäuschung ihres vertrauenden Herzens, und sie schaute sich fast, jene Stätten wiederzusehen, wo sie einst ihr Glück zu finden glaubte. Aber würde sie an der Seite jenes Mannes glücklich geworden sein, der sich als so wenig fest in seiner Liebe und Treue erwiesen hatte?

Die Gestalt eines anderen Mannes stieg vor ihren seelischen Augen empor, der heute, am schwersten Tage ihres Lebens, ihr nahe gewesen, um ihr zu zeigen, daß sie nicht allein dastehe in der Welt, die ihr jetzt so öde und leer vorkommen mußte. Ein warmes Dankbarkeitsgefühl durchströmte tröstend und erquickend ihr Herz.

Das Dienstmädchen trat ein und meldete, daß ein Herr draußen sei, der Herrn Fred oder Käthe zu sprechen wünsche.

Käthe, in der Meinung, daß es irgend ein Geschäfts-

mann sei, ließ den Herrn ersuchen, ein anderes Mal wiederzukommen, da ihr Bruder nicht zu Hause sei.

Das Dienstmädchen entfernte sich, und Käthe sank in ihre Träumereien zurück. Da öffnete sich die Thür, Käthe wandte sich um und sah sich Reithardt gegenüber. Überrascht erhob sie sich, während eine warme Blutwelle ihre Wangen überflutete.

„Herr von Reithardt — Sie hier?“ sprach sie stehend.

„Verzeihen Sie das Eindringen in Ihren Schmerz“, entgegnete er in ernstem, bescheidenen Ton. „Aber ich wollte nicht abreisen, ohne Ihnen mein herzlichstes Beileid persönlich ausgesprochen zu haben.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen — wollen Sie nicht Platz nehmen? — Meine Brüder müssen bald zurückkommen.“

„Ich danke Ihnen . . .“

Er nahm auf einem Stuhl neben dem Sofa'sche Platz, während Käthe in der Fensterbank sitzen blieb. Das helle Fenster umrahmte ihre schlanke, edle Gestalt und da in diesem Augenblick die Abendsonne das dicke Gewölk durchbrach und in das Fenster schien, so ward ihr Haupt von einem goldigen Glorienschein umwoben, der gleich einem holden Erröten auf ihren Wangen glänzte.

„Wir haben Ihnen noch zu danken“, sagte sie mit ihrer leisen, sanften Stimme, „daß Sie unserer lieben Mama die letzte Ehre erwiesen. Besonders ich danke Ihnen von ganzem Herzen . . .“

Er hob leicht abwehrend die Hand.

„Der Gedanke, Sie allein in Ihrem Schmerz zu wissen, war mir unerträglich“, sprach er ernst.

„Ich hatte ja meine Brüder . . .“

„Ja — gewiß — Ihre Brüder fühlen ja denselben Schmerz wie Sie — das ist natürlich — aber ich dachte mir, daß es Ihnen ein gewisser Trost sein würde, zu wissen, daß auch ein Ihnen fernher stehender Mensch den Schmerz mit Ihnen teilt. Ich habe es wenigstens so bei dem Verluste meiner Eltern empfunden.“

„Sie haben recht — und gerade deshalb bin ich Ihnen so dankbar . . .“

Sie sah in das langsam verglimmende Abendrot hinaus. Ihre Augen wollten sich wieder mit Tränen füllen, ihr Herz so wach um das Herz, so einsam und verlassen, als ob sie ganz allein in der Welt dastände.

Ein ernstes Schweigen herrschte eine Weile, dann fragte er mit teilnehmender Stimme:

„Darf ich mich erkundigen, welche Pläne Sie für die Zukunft gefaßt haben? Oder haben Sie darüber noch nicht nachgedacht . . .“

„Ich weiß es noch nicht . . .“

„Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Fräulein Käthe. Sie wissen ja, welchen Anteil ich an Ihrem Geschick nehme.“

„Ja, ich weiß es“, erwiderte sie leise und scheu. „Vielleicht trete ich als Schwester in den Verband des Roten Kreuzes ein — vielleicht begleite ich meinen Bruder wieder nach Ostasien . . . es ist noch nichts bestimmt . . .“

Er schwing und blickte ungeschlüssig zur Erde nieder. Er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß. Endlich sagte er, zu ihr aufschauend:

„Und haben Sie bei Ihren Erwägungen gar nicht an mich gedacht?“

„Herr von Reithardt?“ sprach sie erstaunt, erschreckt und erhob sich. Auch er erhob sich. Er atmete tief auf. Seine Stimme klang ernst und doch unendlich weich und sanft.

(Fortsetzung folgt.)



Anglück ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewicht erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

## Ostpreussischer Herbst.

Im allgemeinen hat das Klima in Ostpreußen keinen besonders guten Ruf. Der Frühling kommt spät, der Sommer ist kurz, und der Winter zeigt sich von seiner rauhesten und unbeständigsten Seite. Aber dies Land, das so lange eine Art Stiefkind unter den deutschen Provinzen war und erst jetzt, durch sein tragisches Schicksal verklärt, in seiner Eigenart und Schönheit entdeckt werden wird, ist dafür mit dem reichsten Glanz einer Jahreszeit begnadet: der Herbst offenbart sich wohl nirgends unter unserm Himmelsstrich in seinem besonderen Reiz so großartig wie in Ostpreußen. Herbstesstimmung und Herbstesprache der Natur hat sich ja erst spät dem Menschenherzen erschlossen, das lange gerade in dieser Zeit der Reife und Ernte nur in den leiblichen Genüssen der Erde schwelgte. Das feierliche Wunder dieses letzten und in mancher Hinsicht höchsten Schmuckes, den die Natur vor ihrem Sterben und Vergehen noch anlegt, ist erst den Kindern unserer Tage ganz aufgegangen, als einzelne Künstler wie Böcklin und Riechle, sich nicht fattschauen konnten an seiner milden Bunttheit und immer wieder davon kündeten. Der volle Hauber des Herbstes nun offenbart sich wohl am reinsten vor allen deutschen Landen in Ostpreußen, und unvergeßliche Eindrücke erlebt, wer in diesen Wochen die Gefilde unserer Ostmark durchwandert.

Die üppige Pracht, die bereits an Vergehen und Welken gemahnt, die volle fruchtesschwere Erschlaffung des Südens findet man hier freilich nicht. Der ostpreussische Herbst ist so, wie ihn sich der Einsiedler von Sals-Maria erträumte: ein kraftvoller, harter, gebräunter Vursche, in klarem Licht und heller Luft gebadet, von Gesundheit strotzend, ein abgehärtetes glückliches Götterkind. Die außerordentliche Sonnensülle, die dies Küstenland vor dem Innern Deutschlands auszeichnet, die von Gewölk viel seltener verdunkelte Klarheit des Firmaments mit den weiten reinen Horizontlinien, entfalten im Herbst ihre höchste Schönheit. Der blaßblaue Dunst, der sonst mit seinen traurigen Schleiern das Herbstgewand der Erde umflort, er wird hier rasch aufgesogen, und ein durchsichtiger Glanz erfüllt die Luft, der an die Atmosphäre des Hochgebirgs denken läßt. Das tiefe volle reine Blau des nur nach dem Horizont zu sich zart zu lichterem Tönen erhellenden Himmels bildet den wundervollen, unvergleichlich stimmungsvollen Rahmen zu allen wechselnden, farbenstarken ostpreussischen Herbstbildern.

Wer etwa aus Mitteldeutschland in diesen letzten Wochen nach Ostpreußen kam, der meinte nach dem Süden und nicht nach dem Nordosten verkehrt zu sein. Nichts von den nassen Nebeln, dem trüben matten Licht, von diesem Hauch des Welkens, der süßlich wie Grabesodem von dem fahlen feuchten Laub ausströmt, — klare, frische, heitere Helle vielmehr, ein schier blendender Strom von Sonnenlicht, der alles in die leuchtendsten Farben tauchte; kalte, von harten Winden durchbrauste Nächte, überdacht von einem majestätischen Sternenhimmel in funkelnder Pracht; die Tage rasch erwärmt durch die sieghaft strahlende Sonne und um Mittag fast heiß; scharfes Licht und schwere Schatten, alle Konturen fest umrissen, alle Formen plastisch heraustretend. Ein Fest für Maleraugen! Ein froher frischer Zug in der ganzen Natur, und selbst der kunte Blättertanz im Wind kein langames Fallen, Gleiten, Rascheln, sondern ein toller Wirbel, ein ausgelassenes Sichdrehen und Haschen.

Und in diesem Herbstzauber zeigte sich das schöne ostpreussische Land in einem ganz besonderen Reiz. Alles schien geradezu für den Herbst gemacht: der Sand der Dünen blühte und funkelte wie ein Diamantmeer zwischen dem leuchtenden Ostseespiegel und dem dunkleren Farbenton der Kiefern, dem bunten Laub der Buchen. Weit dehnten sich die Felder in ihrem lichterem Grün, und dazwischen tauchten wie riesige phantastische Blumensträuße die vielfach gefärbten Laubbäume auf. Die roten Ziegeldächer glühten purpurn in dem klimmernden Glanz, und im Seengebiet schien weit, weithin flüssiges Gold ausgegossen, wenn nicht die leise bewegten Spiegel der kleineren Seen die Ufer mit einem dunkleren Rahmen umschlossen.

Es ist ein Bild des höchsten Lichtglanzes, der stärksten Farbenpracht, dies Ostpreußen im Herbst, von einer Reinheit und Klarheit, die erfrischt und erhebt, das Herz froh und den Körper stark macht. Mögen recht viele dies Wunder deutscher Natur im nächsten Herbst genießen! Dr. Paul Bandau

**Aus der Kriegszeit.**

Eine eifersüchtige Kriegerfrau. Ein drolliges Schreiben erhielt eine Chemnitzer Dame, die sich an der allgemeinen Liebesgaben-Spende beteiligt und einem Landsturmmann in Belgien, der sich bedankte, aufs neue ein Ristchen Zigarren gesandt hatte, von dessen in Niederplanitz bei Zwidau wohnhaften Ehefrau. Das unfrankierte und unterschriftlose Schreiben, zu dessen Verständnis gesagt sei, daß in dem Begleitschreiben der Zigarren stand, „er möge sich die Zigarren in den dienstfreien Stunden schmecken lassen und jede Rauchwolke daraus als einen Gruß aus der lieben Heimat betrachten“, hatte folgenden Wortlaut: „Geehrte Verjöhn! Bitte geben Sie lieber für die Verwundeten etwas. Ich möchte sie beauftragen und warne sie hier mit diesem Landsturm Mann (folgt Name) nicht mehr zu schreiben und verbüte ihnen, schicken sie ja keine Pakete mehr an ihn, den er ist ein Vater von fünf Kindern, wenn sie es noch nicht wissen, so will ich es ihnen mitteilen. Bitte wenden sie die Zeit die sie für diesen Familiens Vater von fünf Kindern verschwenden, an einen Ledigen an, und da können sie auch das Geld zum Pakete schicken los werden. Die Zigarren die sie ihn schicken, die raucht er doch gar nicht und schickt sie doch seiner Familie herein, und auch, die Karten die sie ihn schicken, wenn er eine Zigarre anzündet, und raucht sie in seinen freien Stunden dann hat Er auch wohl zeit an ihnen zu denken, da hat Er doch seine Frau, und fünf Kinder, an denen er denken kan, die in der Heimat sind, wen die Rauchwolken ziehen von der Zigarre, es ist lächerlich sowas einen Landsturm Mann zu schreiben da es ihr Mann nicht ist, und auch nicht werden kann, die verregneten Ostertage konnten sie für den aller Höchsten anwenden, anstatt den Familien Vater von 5 Kindern zu schreiben, ich warne und bitte sie unter lassen sie das schreiben und schicken an den Familiens Vater von fünf Kindern das bringt ihn Unglück.“

Die Teuerung in Riga. Wie die Zeitung „Njetch“ berichtet, erreichte die Teuerung in Riga in den letzten Tagen ihren Höhepunkt. Der neue Polizeimeister ersahen selbst auf dem Markte und ließ bei verschiedenen Händlern Protokolle aufnehmen, um festzustellen, wie weit die Marktpreise von den in den letzten Verwaltungsorganen festgesetzten Höchstpreisen abwichen. Es entstand eine gewisse Panik unter den Verkäufern, und mehrere öffneten überhaupt nicht ihre Läden, unter dem Vorwand, daß sie keine Waren hätten. Der Polizeimeister ließ jedoch die Schuppen öffnen, und mit Hurra begrüßte das versammelte Publikum die Vorräte an Fleisch, besonders Schweinefleisch, das 5 rausgeholt und sofort zu 58 Kopeken statt des früheren Preises von 70—80 Kopeken verkauft wurde. Zu gleicher Zeit wurden von der Polizei Hausdurchsuchungen bei Kaufleuten in allen Stadtteilen vorgenommen. Das Ergebnis waren aufgefundene große Partien von Zucker, Mehl, Butter und Streichhölzern. Mit einem Freuden geschrei begrüßten die Leute auf der Straße, die aufmerksamst die behördlichen Maßnahmen verfolgten, die überraschenden Entdeckungen. Von den letztgenannten Produkten, die als nicht vorhanden galten, wurde ein Teil requiriert und unter Militärbedeckung nach der Intendantur gebracht; der Rest gelangte zum Verkauf laut amtlicher Tage. Der Andrang der Käufer wuchs von Minute zu Minute, so daß der Polizeimeister anordnete, die Leute nur einzeln und per Karte vorzulassen und keinem mehr als 2 Pfund Zucker zu geben. Bald bildeten sich vor allen Kolonialgeschäften Ketten von Käufern, die der Reihe nach anzukommen suchten. Merkwürdigerweise wurden die meisten Vorräte bei den Kleinhändlern vorgefunden und die größte Partie sibirischer Butter bei einem kleinen Eisenhändler. Natürlich waren die schwer vermissten Lebensmittel in wenigen Stunden vergriffen. Bezeichnend für den Grad der Lebensmittelnot in Riga ist u. a. die Tatsache, daß die Eisenbahnverwaltung auf mehreren Linien selbst Verkaufsstellen errichtete, um ihre Beamten mit den notwendigsten Nahrungsmitteln zu versorgen.

Ein Gespräch mit Napoleon über den Weltkrieg. In der Form eines Phantasiegesprächs mit Napoleon veröffentlicht Henry Cheon im „Journal“ einen Artikel, der, als Satire auf die Seeresleitung, die Diplomatie und die Zensur Frankreichs im Weltkrieg, für das deutsche Publikum von besonderem Interesse erscheint: „Napoleon hat Zeit seines Lebens

soviel mit Kriegen zu tun gehabt, daß uns auch seine Meinung über den Weltkrieg von besonderem Interesse sein muß. Darum unternahm ich ohne Zögern die Reise nach dem himmlischen Paradies. Aber wo den großen Kaiser auffuchen? Nach längerem Suchen traf ich ihn in lautem Gespräch mit Alexander dem Großen, Hannibal und Julius Cäsar. Sie stritten über den Krieg. Alexander sprach über die Balkanfragen, für die er sich als ehemaliger König von Mazedonien besonders sachverständig hielt. Hannibal interessierte sich vor allem für die Westfront. Julius Cäsar studierte den italienischen Feldzug. Mit allem schuldigen Respekt erlaubte ich mir, Napoleon aus dieser erregten Unterhaltung zu reißen. Er war hierüber durchaus nicht böse und erklärte mir, daß es sich im Paradies nicht minder langweile als feinerzeit in St. Helena. Auf meine Frage nach seiner Meinung über unseren großen Krieg erwiderte Napoleon: „Ich bin über alle Einzelheiten der Kämpfe genau unterrichtet. Wir erhalten hier die offiziellen Tagesberichte sämtlicher Kriegführenden. Ich habe mich selbst früher so oft mit derartigen Angelegenheiten abgegeben, daß mir auch heute die kleinsten Einzelheiten verständlich sind. Außerdem können Sie sich ja denken, daß ich alle Ortlichkeiten der Westfront persönlich sehr genau kenne. Doch ich muß sagen: wenn ich England und Rußland auf meiner Seite hätte, würden die Dinge anders aussehen.“ Ich fragte den Kaiser, wie er über die diplomatischen Unternehmungen auf dem Balkan denke. Er fing an zu lachen, und er lachte so laut und lange, wie ich es noch niemals gehört habe. Ich begriff sofort, daß er nichts von den Feinheiten unserer hervorragenden Diplomatie verstehe und war darob sehr beleidigt. Er sagte nur, daß es stets sein Prinzip gewesen sei, die Kräfte der Armeen nicht auf verschiedenen Kriegsschauplätzen zu zersplittern. Ich stimmte ihm nicht bei, denn ich bin der Ansicht, daß seine veraltete Strategie gegenüber den gewaltigen Fähigkeiten unserer jetzigen Führer schwächlich war. Schließlich bemerkte er mit großer Lebhaftigkeit: „Um den Sieg zu erlangen, braucht man vor allem Organisation, methodisches Vorgehen und Administration!“ Hier aber unterbrach ich den Kaiser, indem ich, alles Zeremoniell außer acht lassend, einwarf, daß er uns ja die Administration hinterlassen habe. „Das ist wahr“, entgegnete Napoleon, „aber diese Administration hatte ich für mich eingerichtet. Als ich gestorben war, wurde sie ein Körper ohne Kopf. Sie ist nur noch der Schatten ihrer selbst. Die Administration muß der Zeit entsprechend geändert werden; dies trifft besonders für die Kriegszeit zu.“ Hierauf sprachen wir über die Zensur, und Napoleon befragte mich über die diesbezüglichen gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich. „O“, antwortete ich, „unsere Zensur ist großartig. Sie wird nur aus Gemeinheit von unserer Presse ungerne angegriffen und verleumdet. Man darf in Frankreich über alles schreiben und sprechen, nur nicht über die militärischen Operationen, über die Diplomaten, die Minister, den Unterstaatssekretär, die äußere Politik, die innere Politik. Aber sonst ist Frankreich ein freies Land.“ Worauf Napoleon erwiderte, ich solle keine Witze machen!

Die Vögel als Spione. Der Dienst in den Lüften ist nicht nur den Kriegs aeroplanen vorbehalten, denen es obliegt, die Stellungen der Batterien und die Verstecke der Schützengräben aufzuspiiren. Auch die Vögel selbst sind „Kriegerisch“ tätig. Und im Vergleich mit ihnen ist selbst das vorzüglichste Flugzeug noch etwas unbeholfen. Wenigstens erscheint dies so, wenn man den Ausführungen der amerikanischen Zeitschrift „The American Boy“ Glauben schenkt, in der die Rolle der Vögel im Kriege erörtert wird. Die Vögel, heißt es darin, haben sich in Europa sehr nützlich für den Krieg erwiesen, indem sie die Soldaten vor dem Herannahen des Feindes warnen, bevor dieser mit menschlichen Augen zu erblicken ist. So haben die Franzosen festgestellt, daß gewisse Vogelarten besonders empfindlich für die Nähe von Flugzeugen sind, und es verlaute, daß sie auf der Spitze des Eiffelturms eine Anzahl Papageien untergebracht haben, die die Wachtposten auf die deutschen „Läuben“ aufmerksam machen sollen. Bevor das Flugzeug für den Menschen sichtbar wird, beginnen diese Vögel angeblich mit den Flügeln zu schlagen, wobei sie ein ängstliches erregtes Geschrei ausstoßen. Man behauptet, daß sie die Aeroplane nicht sehen, sondern auf weite Entfernungen hören können. Auf dem Meere sollen die Möwen oft gute Dienste leisten, wobei ihnen besonders ihre Empfindlichkeit für jederlei ungewohnte Störung und ihre Schnelligkeit zu statten kommt.





# Illustrierte Kinder-Zeitung

des  
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 22.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

## Die blauen Blumen.

Ein Märchen aus Afrika von Käte Katiti.

Ein Freund stand lange Jahre bei der Schutztruppe in Deutsch-Südwest-Afrika. Er war ein tüchtiger, furchtloser Offizier, und ein Mensch von selten vornehmer, streng redlicher, aufrechter und treuer Gesinnung. Ich war stolz und dankbar, ihn zum Freund zu haben. Er hat mir immer, und besonders in schweren Lebenslagen, seine uneigennütige, wahre Freundschaft bewiesen. Als mir mein erstes Kind beschert wurde, kannte ich Keinen, der mir lieber gewesen wäre, bei dem Kleinen Patenstelle zu vertreten, wie er. Er nahm es an, und ich sah mit Freuden, wie er seine Zuneigung seinem Paten und später dessen Geschwistern schenkte. Im Sommer 1914 kam er auf Erholungsurlaub nach Deutschland. Er besuchte uns, und die Kinder begrüßten ihn mit Jubel. Allerhand hatte er mitgebracht, was schön und interessant für sie war. „Onkel“, frag da plötzlich mein kleines Mädchen, „gibt es auch Märchen in Afrika, habt ihr auch einen Wald dort mit einem Knusperhäuschen und mit einem Dornröschenschloß?“ Der Onkel lächelte und begann sich ein Weildchen, dann meinte er: „Es gibt wohl auch afrikanische Märchen, nur sind sie von etwas anderer Art.“ „Onkel, bitte erzähl' uns ein afrikanisches Märchen!“ So bat die Kinder. —

Zwischen den Blättern des Notizbuchs hervor zog mein Freund einige schön gepresste kleine blaue Blumen. „Seht her,“ sagte er zu den Kindern, „diese Blümchen sind drüben gewachsen. An den feuchten, fruchtbaren Ufern der Flüsse gedeihen sie weniger, man findet diese einfache, aber so schön tiefblaue Blume meist zwischen dem heißen Gestein der Felsen und im Sand der unendlichen Steppen. Ich will euch erzählen, woher diese Blume kam und was sie uns sagen will.“

Es waren einmal tüchtige, furchtlose, deutsche Männer, die fuhrten auf Schiffen über das weite Weltmeer, um dem Kaiser und dem deutschen Vaterland neue Stätten der Kraft und Entwicklung in fremden Ländern zu erschließen. Andere Völker hatten längst solche Kolonien in Indien, in Afrika, in Australien.

Warum sollte das mächtige Volk der Deutschen zurückstehen? So gewannen wir Land über der See. Man machte Verträge mit den eingeborenen farbigen Häuptlingen, die sich bisher gegenseitig nur in grausamen Kriegen befehdet hatten und nicht verstanden, sich das Land und seine Schätze nutzbar zu machen. Es kamen deutsche Männer und Frauen herüber, die mit Fleiß und Tüchtigkeit aus ödem Land Gärten und Felder schafften, die sich Häuser bauten und deutsche Sitte und Kultur um sich verbreiteten. Doch die neuen Bewohner des Landes, die fleißigen deutschen Ansiedler, hatten mit den

farbigen Eingeborenen, die sich an ein geordnetes, arbeitames Leben nicht gewöhnen mochten, noch oft schwere Kämpfe zu bestehen. Die schwarzen Kaffern und die gelben Hottentotten wurden uns gefährliche Feinde. Da sandte der Kaiser, zum Schutz der Deutschen über dem Meere, furchtlose, tapfere Soldaten, damit sie diese Erwerbung unserer Kultur und Macht schützen und erhalten sollten. Das taten sie auch, die Braven! Ein guter deutscher Soldat steht und fällt, wo sein Kaiser ihn hinstellt! Manch einer hat drüben in Afrika sein junges Leben gelassen fürs Vaterland.“

Es war ein heißer Tag gewesen. Ein hartnäckiger Kampf hatte getobt zwischen den listigen, gewandten Hottentotten und unserer deutschen Schutztruppe. Als die Sonne sich neigte, flüchtete der Feind und ließ den größten Teil seiner Wagen und seines Viehes in unseren Händen. Müde lagen unsere Soldaten im Sand. Die Toten waren begraben und das Stöhnen der Verwundeten klang schmerzlich durch die Nacht. Nur eines Mannes Stöhnen hörten die im Lager nicht. Ein junger, blonder Reiter war's, der weit abseits lag. Während des Gefechts war er abgekommen von der Truppe. In der ungeheuren Steppe herum irrend traf er auf einige versprengte Hottentotten. Er griff sie tapfer an, Einer gegen Viele. Was von dem Feind noch heil blieb, floh. Aber auch dem Deutschen steckte ein feindliches Geschloß in der Brust. Nun lag er einsam in der weiten, weiten Steppe und fühlte, daß er sterben mußte. Aber ihm leuchtete der Sternhimmel. Das Kreuz des Südens schien ihm so nah, so hell.

„Vater im Himmel“, sprach er, „ich klage nicht, daß ich sterben muß, nur daß ich so fern von der Heimat, so ganz einsam und verlassen bin, das ist so hart.“

Indem richtete er sich noch einmal auf und sah über das vom silbernen Mondlicht überstrahlte Land. Da öffnete sich seine Wunde aufs Neue. In schweren, warmen Tropfen fiel sein Blut auf die afrikanische Erde. Und wo es hintroff, da wuchsen, wie durch Zauberhand, kleine zarte Blättchen und inmitten dieser Blättchen an kurzem trockenen Stiel saß eine tiefdunkelblaue Blüte. Der Sterbende sah mit großen, fast schon gebrochenen Augen dies Wunder. „Kommt ihr aus der Heimat?“ sprach er leise. Wie treue Augen schienen sie ihn anzusehen. Und wie die Erde sein rinnendes Blut einsog, so wuchsen die kleinen blauen Blumen immer dichter um ihn. Wie ein Gruß der Treue aus der Heimat war es ihm. Wie ein Liebkosen, ein Trösten: „Du stirbst nicht einsam, du wirst nicht vergessen sein.“ Und als der junge

Held mit glücklichem Lächeln die Augen schloß, da hüllten ihn die blauen Blumen ein und deckten ihn zu. — Und der Nachtwind trug leise ihren Samen fort über das ganze deutsch-afrikanische Land. Allerorts schlug er Wurzel und trieb kleine, blaue Blüthen. Mit ernsthaften Augen schauten sie den Wanderer an: „Vergiß nicht die Tapferen, die einst für dies Land geblutet.“

Als mein Freund geendet, strich er dem Kleinen über das blonde Haar: „Ja, das Land drüben, unser Deutsch-Südwest-Afrika, haben wir lieb bekommen, und die tapferen Kameraden, die dort ihr Leben ließen, bleiben uns unvergessen.“ Wer hätte damals geahnt, daß bald ein neuer Feind dem Lande erstehen würde! Daß Engländer den Eingeborenen einen Krieg der Weißen wider Weiße vor Augen führen würden!

Anstatt ein gemeinsames Ziel, die Kultivierung von Land und Leuten, mit ihnen zu verfolgen.

Nein, damals, als mein Freund sein afrikanisches Märchen erzählte, lag noch schöner, tiefer Friede über unserem lieben Vaterland.

Drei Monate später starb unser guter Freund den Heldentod in Flandern. Jetzt wachsen auch auf seinem Grabe die blauen Blumen, die kleinen blauen Steppenblumen, das Symbol der Treue, mit der wir alle der gefallenen Helden gedenken, die ihr Herzblut für uns gelassen.

## Der Vorposten.

Von Hermann Borkenhagen, Neu-Barnim.

Unbeweglich stand er da und lauschte in die Nacht hinaus, während unweit hinter ihm im Zeltlager tausende Kameraden ausruhten von weitem anstrengenden Marsche. — Es war finster und stürmisch. Gespensterhaft bewegten sich die Zweige von Baum und Strauch. Es rauschte, knisterte und knackte, daß einem ängstlichen Menschen unheimlich werden konnte.

Aber der Vorposten war nicht ängstlich; furchtlos erfüllte er seine harte Pflicht, die schlafenden Kameraden vor einem feindlichen Überfall zu schützen. Das Gewehr schußbereit in den Händen, spähte er hinein in die Finsternis und horchte.

Doch es war nichts Verdächtiges zu sehen und zu hören.

Bald schmerzten dem Mann die Augen so daß er sie ein Weilchen schließen mußte.

Da knackte es wieder in den Zweigen.

Unwillkürlich wandte der Posten das Gesicht zur Seite und nahm das Gewehr in Anschlag. Es war ihm, als hätte es in einem nahen Gebüsch geknackt.

Sollte er schießen?

Aber wohin?

Das Herz pochte ihm heftig in der Brust. Er hielt den Atem an und horchte aufmerksam. . . . Es war nichts mehr zu hören. Vielleicht war nur ein dürrer Zweig durch den Sturmwind geknickt worden. . . .

Wenn doch der Sturm aufhören wollte!

Minute auf Minute verrann und jede Minute dehnte sich zur Ewigkeit. — — —

Die Gedanken des einsamen Kriegsmannes schweiften nach der Heimat zurück. Er gedachte besonders seiner Frau, die ihm durch Kriegstraunung verbunden, und eine heiße Sehnsucht stieg ihm ins Herz. . . . seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Du bist auf Vorposten“, mahnte jetzt sein Gewissen.

Da bannte der junge Mann alle weichmütigen Gedanken und faßte das Gewehr fester.

Wieder knackte es in den Büschen.

Wieder legte der Posten das Gewehr an.

Aber nein, er durfte nicht unnützlich schießen, durfte die müden Kameraden nicht beunruhigen, denn sie mußten ruhen, um neue Kraft zu schöpfen für den blutigen Kampf, der ihnen bevorstand.

Und doch schaute der Posten unruhig umher und wünschte den Augenblick seiner Ablösung herbei. . . .

Ein paar Schritte weiter stand ein großer, starker Baum. An diesen wollte er sich ein wenig anlehnen, denn die Füße waren ihm schwer geworden.

Aber gerade hinter diesem Baum lauerte der Tod. Beschußsam, wie ein Raubtier, war inzwischen ein Mensch heran-

geschlichen. Doch bei aller Vorsicht hatte er es nicht vermeiden können, daß unter seinem Tritt die dünnen Zweige brachen, die der Sturm auf die Erde geschleudert hatte. Immer wenn ein Zweig knackte, duckte er sich wie eine Kage. Endlich hatte er den Baum erreicht. Jetzt nahm er einen Dolch aus der Tasche, faßte ihn stoßbereit und wartete auf den günstigen Augenblick.

Nun kam der Posten auf den Baum zu. . . .

Aber er ging vorsichtig, scharf ausblickend und sorgsam lauschend.

Sollte er die Gefahr wittern?

Doch nein, er schulterte das Gewehr und trat dicht an den Baum heran.

Da erhielt er einen wuchtigen, schmerzhaften Schlag gegen die Brust und, laut aufschreiend, stürzte er rücklings zu Boden.

Schnell, aber leise eilte nun der Menehler auf wohlbekanntem Pfad von dannen.

Aber den Schrei hatte man im nahen Wachtzelt vernommen. Schnell eilte der Wachthabende mit einigen Leuten herbei, um nach dem Posten zu sehen. Bald fanden sie ihn auch auf der Erde liegend. Der Dolch saß ihm im Herzen und das Blut quoll aus der Wunde. Der Tod war auf der Stelle eingetreten.

Während nun die Soldaten ihren toten Kameraden hinwegtrugen, trat ein anderer an seine Stelle.

Ein Mann war vernichtet, — aber der Vorposten nicht.

## Im Rachen der Flut.

Eine Värengeschichte von C. D. G. Roberts.

(Schluß.)

Leile tat aber auch dringend not, denn als sie den Felsenpfad verließen, züngelte die Flut schon hier und da über den rötlichen Boden. Trotzdem schritt die Alte sehr bedachtsam vorwärts, da Klein-Pehi sich doch nur langsam fortbewegen konnte, und sie mußte den Weg sorgsam aussuchen. Sei es instinktmäßig, sei es mit ihren außerordentlich scharfen Sinnen, schien sie die tiefen Schlammlöcher — „Honigtöpfe“ nennt man sie am Fundybusen — zu spüren, die unter der gleichmäßig schimmernden Oberfläche von Meereschlud verborgen lagen, denn bald ging sie an solchen Stellen suchend hin und her und verlor viele kostbare Sekunden, bald machte sie plötzlich mehrere Schritte seitwärts und schlug dann wieder die alte Richtung ein. Außerhalb solcher „Honigtöpfe“ war der Boden weich und zäh bis zu einer Tiefe von etwa fünf bis fünfzig Zentimeter, darunter lag dann eine harte, feste Schicht. Bei ihrer großen Stärke bereitete der Mutter das Waten durch diese flebrige rote Masse keine Schwierigkeit, dagegen sah sich Pehi nach wenigen Augenblicken schon äußerst behindert. In seinem Fell blieb eine Menge Schlamm hängen, leicht sanken seine Pfötchen ein, aber bei jedem Schritt fiel es schwerer, sie wieder aus der zähen Masse herauszuziehen. Schließlich tappte er einmal seitwärts, verließ die breiten Spuren der Mutter und sank sofort bis zum Bauch in einen „Honigtopf“ ein.

Zu Tode erschrocken, suchte sich das arme Kerlchen vergebens, die Nase hoch in die Luft reckend und die Augen zukneifend, loszustrampeln, während Mutter Brumm, die von dem Unfall nichts bemerkt hatte, unbekümmert vorwärts schritt. Jetzt machte Pehi die Augen wieder auf und sah, daß seine Mutter schon vier oder fünf Meter von ihm entfernt war und ihn offenbar im Stich lassen wollte, und dicht hinter ihm kam die unheimliche, schleichende Welle, die ihm schon den Rücken bespülte. Da brach er in ein verzweifertes Geheul aus.

Bei diesem Geschrei machte Mutter Brumm, die auch schon bis zu halber Leibeshöhe mit rotem Schlud bedeckt war und auf der zottigen Brust einen Schlammpanzer trug, schleunigst kehrt und war im Nu bei ihrem versinkenden Sprößling. Mit einem Blick überfah sie die Kage, packte den Kleinen mit ihren Zähnen im Genick und wollte ihn aus dem „Honigtopf“ herausziehen. Pehi winselte aber so erbärmlich, daß seine Mutter erkannte, das Fell würde eher nachgeben, als der zähe Schlamm sein haariges Opfer loslassen. Der Versuch hatte aber Zeit gekostet, und schon bespülte die Flut zum Teil den Rücken des Kleinen. Da stieß die Mutter verzweifelt ihre Pfote bis unter seinen Leib und riß ihn mit einem mächtigen Ruck los, so daß der zurückbleibende Schlamm einen laut schmachenden Ton von sich gab. Dieser Ruck beförderte Pehi ein paar Meter vorwärts in der Richtung zur sicheren Küste. Er rieb sich mit Leibeskräften den Schlud aus dem Gesicht, der ihn halb blind machte, die Mutter lief dicht hinter ihm, schob ihn in der gewünschten Richtung vorwärts oder hob ihn mit ihren Vorderpfoten über die gefährlichen Stellen.

Der Boden stieg nur ganz allmählich an und es schien daher, als jage die Flut in wilder Hast daher, voll Wut, daß ihr die Beute so lange vorenthalten bliebe. Da Mutter Brumm jetzt ihre ganze Anstrengung darauf richtete, Pehi vorwärts zu bringen, achtete sie nicht mehr mit der früheren Sorgfalt auf etwa vorhandene „Honigtöpfe“. Und so kam es denn, daß sie plötzlich ihren Liebling gerademwegs in ein solches Loch hineintrieb. Sie riß ihn aber ohne viel Federlesens augenblicklich wieder heraus, ehe ihn noch der Schlamm recht umfassen konnte. Einen Augenblick hielt sie inne, um sich über den Umfang des Schlammlochs klar zu werden, dann stieß sie wütend ihren Sprößling nach links, um dort einen sicheren Pfad zu finden. Inzwischen aber war die Flut schon da, und die dünnen gelben Wellen lekten wie gierige Fingerglieder an den Füßen der beiden Bären.

Eine zerbrochene Seifenkiste, die man irgendwo aus einem Schiff über Bord geworfen hatte, kam herbeigetanzelt und strandete gerade vor den beiden Flüchtlingen. Mit einem Freudenschrei, als böte ihm die Kiste eine sichere Zufluchtsstätte, froh Pehi sofort darauf, aber die Mutter fetzte ihn unbarmherzig wieder herunter und stieß ihn, stampfend und plätschernd, mit größter Eile vorwärts.

„Schwimmen mußt du, Alte, sonst ist's aus!“ murmelte jetzt mit erregter Stimme der Beobachter an der Seite.

Da die schleichende Flut jetzt bereits mehrere Meter vor ihnen den Schlamm bedeckte, war Mutter Brumm nicht mehr imstande, die Beschaffenheit des darunter liegenden Erdreichs zu erkennen; es blieb ihr nichts weiter übrig, als blindlings vorwärts zu eilen. Mit einem Griff, der ihn aufschreien ließ, packte sie Pehi mit ihrem Gebiß und stürzte in wahnsinniger Hast gerade auf den Strand zu, so daß ihre Pfoten kaum einen Augenblick auf dem Boden, den sie berührten, haften blieben. Das Glück begünstigte sie, sie überholte die Flut und kam ihr sogar ein paar Meter zuvor. Dann machte sie erschöpft eine Sekunde halt und setzte Pehi nieder. Aber dieser Halt wurde der Alten verhängnisvoll; sie begann sofort einzusinken, denn sie war auf einen „Honigtopf“ geraten, dessen Inhalt von etwas feister Beschaffenheit als gewöhnlich war, und der sie daher wohl bei ihrer raschen Bewegung getragen hatte, sie aber nun um so unerbittlicher umklammerte.

Ihre ganze große Bärenstärke wandte sie an, sich der tödlichen Umarmung zu entringen, doch vergebens. Da gab es kein anderes Hilfsmittel, das einzige, was sie retten konnte, war ihre eigene Muskelkraft. In ihrer Todesangst heulte sie laut auf und streckte dabei die Schnauze hoch in die Luft, als wollte sie den blauen, leeren Lufthimmel um Rettung ansehen, während das von Entsetzen gepackte Junge sich an den Rücken der Mutter zu klammern suchte.

Aber dieser Verzweiflungsschrei war nur ein Augenblick der Schwäche. In der nächsten Sekunde war die Anwandlung vorüber, und die tapfere Alte tat, ohne noch einen zweiten Ton von sich zu geben und mit ruhiger Überlegung alles, was zu ihrer Befreiung dienen konnte. Sie wand die eine mächtige Vorderpranke los, streckte sie aus und tastete nach einer festen Unterlage unter dem Schlamm. Da sie hier keine fand, überließ sie diese Vorderpfote wieder dem zähen Erdreich und zog mit größter Anstrengung die andere heraus, um auch auf der anderen Seite nach festem Grunde zu suchen. Zugleich war es

ihr gelungen, ihren Körper zum größten Teil herauszuarbeiten, und sofort legte sie sich flach auf den Boden, um auf diese Weise ihr Gewicht nach Möglichkeit zu verteilen und das Einsinken zu hemmen. Dieses kluge Verfahren war bei der etwas festeren Beschaffenheit gerade dieses „Honigtöpfes“ nicht ohne Erfolg, und beinahe, wenn auch nicht ganz, glückte es ihr, den Platz zu behaupten. Als die unaufhaltsam vordringende Flut sie wieder eingeholt hatte, war sie nur erst wenig eingesunken, und es fiel ihr nicht ein, den ungleichen Kampf aufzugeben.

Aber mit all ihrer großen Kraft, mit all ihrem Mute und ihrer Mutterliebe hätte Mutter Brumm das unabwendbare Ende des unheimlichen Ringkampfes höchstens um wenige Minuten aufschieben können, und bald wären Mutter und Kind den verstoßen andringenden, leise zischenden Flutwellen zum Opfer gefallen, wäre nicht ein Zufall den beiden Bären in sonderbarer Weise zu Hilfe gekommen. Unter dem Strandgut, das die rastlosen Gezeiten im Fundybusen heranrollen, kann man so

ziemlich alles zu sehen bekommen, was überhaupt schwimmfähig ist, vom Hündholzklütchen bis zur Scheune. In diesem Augenblick der höchsten Not tauchte gerade ein dicker Kiefernstamm auf, der mit anderen am Ufer irgend eines in den Busen mündenden Flusses aufgestapelt gewesen sein mag. Langsam rollte er, von den kleinen Wellen beleckt, heran und schwamm dicht an der Nase von Mutter Brumm vorbei, die sich bis zu den Schultern im Wasser steckend verzweifelt abmühte.

Schnell wie der Blitz zog sie eine schwere Pfote empor, packte den Stamm an einem Ende und zog ihn unter ihre Brust. Vermöge des Haltes, den sie so gewonnen hatte, vermochte sie die andere Pfote freizumachen und in wenigen Sekunden ruhte das Gewicht ihres Vorderkörpers auf dem Ende des Stammes, den sie auf den Schlamm niederdrückte. Sie streckte sich auf dem untergetauchten Holz nach vorn und konnte nun mit äußerster Anspannung ihrer Bärenmuskeln langsam ihre Hinterbeine der sie umschließenden tödlichen Umarmung entwinden. Dann faßte sie mit den Zähnen Klein-Pehi, der neben ihr wimmernd im Wasser pudelte, tastete sich vorsichtig auf dem mächtigen Block weiter und setzte sich schließlich auf ihn, den Kleinen mit der einen Vorderpfote eng an sich drückend, um zu rasten.

Erst als ihr die Flut fast bis an den Hals ging, rührte sich Mutter Brumm wieder, denn es war ihr vor allem darauf angekommen, neue Kräfte zu sammeln. Da sie von den „Honigtöpfen“ fürs erste genug hatte, wollte sie sich lieber der Flut selbst anvertrauen. Kurz entschlossen packte sie Pehi an der Genickfalte und schwamm zum Ufer. Die Flut reichte schon bis zweihundert Meter an den Fuß der Küstenklippe heran und bespülte festen, von der Sonne hartgebackenen Boden. Die starke Strömung kam der Bärin zu statten, und sie schwamm schnell, wenn auch mit der schweren Bürde zwischen ihren Zähnen, mühsam dem Ziele zu.

Bald fanden ihre Hinterpfoten Grund, aber sie traute ihm vorerst noch nicht und zog die Beine ängstlich an den Leib. Ein paar Augenblicke später aber konnte sie nicht mehr verkennen, daß sie festen Boden unter den Füßen hatte, worauf sie unaufhaltsam vorwärts stürzte und sich nicht einmal Zeit nahm, den zappelnden Pehi abzusetzen, bis sie die Hochwasserlinie hinter sich hatte.



„Dann faßte sie mit den Zähnen Klein-Pehi, der neben ihr wimmernd im Wasser pudelte . . .“

Als sie schließlich ihren Sprößling freiließ, hatte sie es so eilig, vom Gestade fortzukommen und sich im Grün ihres Waldes in Sicherheit zu bringen, daß sie voll Mißtrauen Klein-Peßi nicht hinterher trotten ließ, sondern ihn so schnell wie möglich vor sich her dem Felsentor zutrieb.

Als die beiden das Felsgewirr erreicht hatten, ließ ihre Hast etwas nach und sie gingen langsamer, aber die Mutter ließ ihren Sprößling immer noch keine Sekunde aus den Augen, um ganz sicher zu sein, daß die „Honigtöpfe“ nicht heraufreichten und ihn noch einmal umklammerten.

Als das Paar, über und über mit Schlamm bedeckt und von den überstandenen Ängsten, Mühen und Leiden müde und abgesehen in den Bereich der Fichten auf der Felsenhöhe trat, konnte der Jäger der Versuchung nicht widerstehen und hob unwillkürlich seine Büchse. Aber im nächsten Augenblick ließ er sie mit leichtem Erröten sinken und warf einen schnellen Blick um sich, als befürchtete er, ungesehene Augen möchten seiner Bewegung gefolgt sein.

„Zum Teufel, nein!“ murmelte er. „Ich wäre ein Mörder, wollte ich der wackeren Alten jetzt eins aufs Fell brennen!“

## Die ältesten Schwebebahnen im Kriege.

Man hat den Weltkrieg nicht mit Unrecht einen Eisenbahnkrieg genannt, denn das Dampfrohr spielt eine gewaltige Rolle in dem Völkerringen. Von der kleineren Schwester der Eisenbahn, von der Schwebebahn, war dabei wenig die Rede, und doch ist auch sie, die weitaus älter als die Eisenbahn ist, vielfach im Kriege bis in die neueste Zeit benutzt worden, wie Hans Hermann Dietrich in einem eingehenden Aufsatz des „Prometheus“ nachweist. Zum ersten Mal wird der Gedanke einer Schwebebahn, d. h. einer Einrichtung, bei der Fahrzeuge an ausgespannten Seilen oberhalb des Bodens verkehren, in einer Handschrift des Johann Hartlieb aus dem Jahre 1411 erwähnt, die sich auf der Wiener Hofburg befindet. In einer Miniatur dieser Handschrift ist ein Graben vor einer Burg dargestellt, und über diesen Graben läuft an Seilen ein Korb, den ein Mann durch Drehen an einer Haspel hinüberbefördert. Eine ähnliche Einrichtung gibt Marianus Jakobus aus Jena in einer Handschrift der Münchener königlichen Bibliothek an, indem er in einer Zeichnung veranschaulicht, wie man an einem ausgespannten Seil eine Bombe, ein mörserartiges Kanonrohr, über einen Graben bringen kann; er erzählt, daß er eine derartige Vorrichtung im Jahre 1438 gesehen habe. Diese frühesten Formen der Schwebebahn sind in neuesten Zeiten wieder aufgenommen worden. So taucht z. B. die von Hartlieb beschriebene Einrichtung mit gewissen Abänderungen als sog. fliegender Bremsberg im Jahre 1883 wieder auf. Die Kriegskunst bemächtigte sich bald dieser frühesten Seil-Schwebebahnen. So überschritt 1515 die schweizerische Artillerie den Po bei Casale mit Hilfe einer Seilbahn; Admiral Coligny bediente sich einer solchen Vorrichtung 1559 beim Übersetzen über den Claim bei Poitiers, und auch Heinrich von Oranien hat in seinem Feldzug gegen die Städte Gent und Brügge mehrfach Schwebebahnen benutzt. Die Festungsbaumeister beschäftigten sich besonders mit dieser Vorrichtung; so berichtet der Baumeister der Festungen von Zara und Brescia Buonaiuto Lorini aus dem Jahre 1597, daß er bei seinen Bauten sich zur Förderung von Aus- und Einhub aus Festungsgräben einer Art Schwebebahn bediente, bei der er wohl zum ersten Male hölzerne Schienen verwendete. Lorinis Konstruktion erinnert bereits in allen Stücken an die Methode, die dann Hermann Müller im Jahre 1872 für den Gebrauch der Sigschen Lokomotivfabrik in Wien wiedererfand. Faustus Verantius gibt dann 1617 mit seiner Darstellung einer Flugüberschreitung vermittelst der Schwebebahn das deutliche Urbild der heutigen Drahtseil-Schwebebahn, und eine großartige Anlage ähnlicher Art, die in ganz Deutschland Aufsehen erregte, schuf der holländische

Ingenieur Adam Wybe bei den großen Festungsbauten in Danzig 1632. Erst 200 Jahre später ist dann der Gedanke, Lasten und Menschen an hochverlegten Schienen hängend zu befördern, von dem preussischen Artilleriehauptmann von Prittwitz wieder ausgesprochen worden; 1872 erfolgte der Bau der ersten größeren Schwebebahn bei den Festungsbauten von Metz. Seit 1874 werden Drahtseilbahnen beim Bau von Festungsanlagen benutzt, und seitdem ist die Bedeutung der Drahtseilbahn für den Verpflegungsnachschub und die Beförderung im Kriege öfters hervorgehoben worden.

C. K.

## Wie die Vögel nisten.

Bei der Anlage der zum Schutz für die Nachkommenschaft hergerichteten Nistkästen sind fast alle Vögel bemüht, einsam zu bauen, in der Absicht, Störungen durch Feinde oder durch Angehörige ihrer eigenen Art nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Diese Regel hat indessen auch ihre Ausnahme und es kommt vor, daß man Nester der gleichen oder selbst verschiedener Arten nahe beieinander antrifft. So wurde von einem Zoologen beobachtet, daß ein Turmfalke und eine Schleiereule sich in einem Taubenschlage häuslich niedergelassen hatten und dort friedlich nisteten. Der Gelehrte führt noch eine ganze Reihe von Fällen an; so wagen es sogar Haus- und Feldsperlinge, Schwalben und Baumläufer, sich, ungeachtet der damit verbundenen Gefahr, in unmittelbarer Nähe der großen Nester von Reihern, Ablern und anderen Raubvögeln ihr bescheidenes Heim einzurichten. In der Bauart der Nester herrscht eine bunte Mannigfaltigkeit, die mitunter selbst in architektonischen Formen auftritt. Hier und da findet man Nester, die etagenförmig angeordnet sind, eine Bauart, die namentlich von der Amsel bevorzugt wird. Häufig verzichten aber auch manche Vögel aus Bequemlichkeit überhaupt auf den Nestbau und machen es sich in den Nestern anderer Vogelarten bequem, um dort ihre Eier zu legen. Zu diesen „Nassauern“ der Vogelwelt zählen außer dem Kukul etwa noch Sperlinge und Rotschwänzen, die sich häufig in Schwalbennestern niederlassen; auch die Spechtmehse bezieht mitunter die verlassene Baumhöhle eines Grünspechtes und läßt sich zu diesem Zweck, und um der Unbequemlichkeit des eigenen Nestbaues zu entgehen, selbst die Mühe nicht verdrießen, die für ihre kleinen Körper zu große Eingangsöffnung durch Erdeinlagen künstlich zu verkleinern. Begünstigt wird bei diesen Raubzügen besonders das Nest der Elster, in dem man des öfteren schon Eier von wilden Enten gefunden hat. Bemerkenswert sind auch die Fälle, in denen mehrere Weibchen derselben Art ihre Eier gemeinsam in ein und demselben Neste ablegen. Aus der Zusammenarbeit mehrerer Weib-

chen erklärt es sich auch, daß man oft in einem Nest eine so ungewöhnlich hohe Zahl von Eiern findet. Daß es sich dabei um die Leistung mehrerer Weibchen handelte, ergab die zufällige Wahrnehmung, daß das Ausbrüten der Eier verschiedene Zeit in Anspruch nahm, und daß das Auskriechen der Vögel aus demselben Nest und aus dem gleichen Eierlege mitunter in Zwischenräumen von mehreren Tagen erfolgt.

## Abends, wenn es dunkelt!

Abends, wenn es dunkel wird  
In dem kleinen Zimmer,  
Und in den Gardinen spielt  
Weißer Mondenschimmer,  
Wenn der erste Guckstein  
Lieb herniederfunkelt,  
Wenn die Feiertagsglocke tönt —  
Abends, wenn es dunkelt —

Sitzen wir beim Mütterlein  
In vertrautem Kreise,  
Hören, was sie uns erzählt  
Wunderjam und leise;  
Ach, was wird dann nicht gefragt  
Und gerant — gemunkelt!  
Schaurig-schöne Dämmerzeit!  
Abends, wenn es dunkelt —

Dornros sitzt im hohen Turm,  
Dornros schläft im Schlosse,  
Und ein junger Märchenprinz  
Nacht auf weißem Rosse.  
Kühn dringt er durchs Dornestrüpp!  
Ha! Sein Auge funkelt!  
Dornros wacht gewiß bald auf! . . .  
Abends, wenn es dunkelt —

Und Schneewittchen, Robinson,  
Ach, die sieben Raben!  
Blaubart, May und Moritz — nein,  
Solche schlimme Knaben!  
Und die böse Hege, die  
Schon vom Freßten munkelt!  
Was lieb Mutter doch erzählt  
Abends, wenn es dunkelt —

Kann denn noch was schöner sein,  
Als solch Dämmerstunde  
Im geheizten Zimmerlein,  
In vertrauter Kunde?  
Wenn dann Herz und Wange glühn,  
Wenn das Auge funkelt  
Und die Seele weint und lacht,  
Abends, wenn es dunkelt — ?!

Otto Promber.

## Rätsel.

Zwei sind's, die neben einander steh'n,  
Und alles ganz gut und deutlich seh'n,  
Nur immer eines das andere nicht,  
Und wär's beim hellsten Tageslicht.

Auflösung des Rätsels  
aus der vorigen Nummer:  
Orkan, Koran.